

Von Kunst und Künstlern

Autor(en): **Nobs, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **84 (2006)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Kunst und Künstlern

Wir Sozialdemokraten haben allen Grund, nicht nur die Wirtschaft zu studieren und im wirtschaftlichen Leben mit antikapitalistischen Wirtschaftsorganisationen festen Fuss zu fassen, sondern hie und da auch einen Blick über die Hecke hinüber-

Ernst Nobs

schweifen zu lassen auf solche Gebiete wie die Kunst. [...] Ein Gebiet, dem gerade wir Sozialisten selten grosse Aufmerksamkeit schenken, ist das der *Malerei und Bildhauerei*. [...] Dem Sozialisten, der Einsicht hält in den heutigen Kunstbetrieb und Kunstmarkt, fällt vor allem auf, *wie sehr selbst diese Domäne geistiger Arbeit durchdrungen und beherrscht ist vom Wesen des Kapitalismus*. «Die Kunst geht nach Brot!» Das gilt heute mehr als je. Gehen wir also bei Betrachtung der heutigen *wirtschaftlichen Grundlagen der Kunst* von wirtschaftlichen Begriffen aus. Sprechen wir vom Primären, vom Kunstbedarf, *vom Konsum*.

Als Kunstkonsumenten kommen heute noch in unserem Lande für die ausübenden Künstler nur *eine sehr dünne Oberschicht von begüterten Leuten* in Frage. Die Mäzene sind so selten wie die Kunstnarren, die nur am Kaufen Gefallen finden. Die «alten guten Familien», die Leute «aus altem Hause» pflegen das künstlerische Erbe, das ihnen von den Altvordern überliefert worden ist. Es ist mit den guten Bildern und Plastiken nicht wie mit Torten und Champagner,

Automobilen und Konzertflügeln. Die feinen Torten und der Champagner sind rasch konsumiert, und die dauerhaftesten Automobile und die besten Klaviere sind in zehn, wenn es sehr lange währt, in zwanzig Jahren verbraucht. Aber ein gut gemaltes Bild zielt bei sorgfältiger Behandlung vierhundert und mehr Jahre eine Wand und gewinnt wie eine Geige vielfach noch an Wert und Qualitäten mit zunehmendem Alter. Wo ein altes Bild hängt, findet kein neues Platz. Wirtschaftlich genommen, lastet die künstlerische Produktion der Jahrhunderte wie ein Fluch auf der Generation der lebenden Künstler. Auf dem Kunstmarkt werden alte Bilder vielfach mehr begehrt als neue, was zwar dem Gewerbe der Kopisten – und der Fälscher! – zustatten kommt. Die Aufnahmefähigkeit des Marktes ist eine geringe. Dabei ist aber unter dem Einfluss der Kunstschulen und Kunstgewerbeschulen, die in den letzten drei Jahrzehnten überall entstanden sind, die Zahl der Kunstausübenden eine so grosse geworden, dass sie in keinem Verhältnis mehr steht zu der geringen Nachfrage. Ein Kennzeichen des heutigen Kunstbetriebes ist also *die andauernde Überproduktion*, die mit zweihundert Werken aufwartet, wo ein einziges verlangt wird. Wir haben den Zustand einer *andauernden grossen Krise* und trotzdem einen fortwährenden starken Andrang junger Leute zu den Kunstschulen und Akademien. Es muss heute jungen Leuten aufs nachdrücklichste davon abgeraten werden, einen solchen Beruf zu ergreifen.

[...]

Man kann sich fragen, ob die Künstler und ihre Organisationen das Mögliche und Notwendige getan haben, um ihre Absatzmöglichkeiten zu vergrössern. Das industrielle und gewerbliche, das kleinbäuerliche und kommerzielle Proletariat kommt heute als Konsument der bildenden Künste kaum anders in Frage denn als Museumsbesucher und Schaufensterbetrachter und besten Falles etwa noch als Käufer billiger Reproduktionen von Gemälden für die Zwecke einfachsten Wohnungsschmuckes. Immerhin vernimmt man mit Wohlgefallen, dass der Schweizerische Arbeiterbildungsausschuss beabsichtigt, etwas für die künstlerische Hebung des Wandschmuckes im proletarischen Heim zu tun.

Aber ökonomisch über dem Proletariat steht der gewerbliche Mittelstand und der Mittelstand der öffentlichen und privaten Beamten und Angestellten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Schichten der besser salarieren Beamten, ja sogar mancher wohlhabenden Intellektuellen und besonders die des sehr wohlhabenden Mittelstandes *in viel stärkerem Masse, als dies heute der Fall ist*, als Kunstabnehmer in Betracht kommen könnten. Von einzelnen löblichen Ausnahmen abgesehen, sieht der Wohnungsschmuck in diesen Kreisen nicht besser aus als in der Proletarierstube. Die Photographien, die sich für Wandschmuck überhaupt wenig eignen, herrschen vor, und erst noch was für Photographien! Da sind diese fürchterlichen Vergrösserungen von verstorbenen Familienangehörigen! Nach schlechten, fabrikmässigen Aufnahmen irgendeines ersten besten Dutzendphotographen, die gewöhnlich unkünstlerischer arbeiten als irgendein Amateur mit Geschmack! Da stecken dann diese grossflächig-inhaltlosen Gesichter – die rein mechanische Vergrösserung bringt eben keine Bereicherung und Belebung

des Details! – etwa noch in kitschigen, aber ungemein anspruchsvollen Prunkrahmen. Auch die Gruppen- und Familienphotographie wird als Wandschmuck verwendet, sogar – wie in der Proletariermansarde – dienen Reissnägeln und Postkarten als Tapetenüberkleidung. Daneben findet sich höchstens etwa noch ein recht billiger süsslicher Oeldruck, wenn's nicht gerade die Mutter Gottes ist mit dem schwertdurchstossenen Herzen, so doch sicher ein künstlerisch völlig wertloser, sentimentaler Schmarren. Aber diesen guten Leuten, die keine andere Bildung als die der Volksschule und diese vielleicht noch in einer rückständigen Gegend genossen, aber dafür in ihrem Gewerbe viel Geld verdient und Häuser und gangbare Grundstücke gekauft haben, hat niemand an Beispiel und Gegenbeispiel ihr ganzes Banausentum vor Augen geführt. In diesen Schichten gehört noch der Kitsch zum guten Ton und Herkommen und nicht das tüchtige Kunstwerk. Auch der in solchen Kreisen weitverbreitete Geiz müsste überwunden werden, um der Kunst Eingang zu verschaffen.

Wenn ich mich gerade mit diesen Klassen und ihrer Stellung zur Kunst etwas einlässlicher beschäftigt habe, so weniger um ihretwillen als um der Künstler willen. [...] Ohne die bisherigen Bemühungen um die Schaffung neuer Wohnkultur zu verkennen, muss doch gesagt werden, dass es an einer systematischen Arbeit nach dieser Richtung gerade in der Schweiz gefehlt hat und heute noch fehlt. Es macht sich auch nach wie vor in Kunsthandlungen und Einrahmungsgeschäften der elendeste Schund breit und findet massenhaften Absatz, während nach Reproduktionen guter Bilder oder gar Originalen die Nachfrage äusserst gering ist.

Da braucht man sich doch nicht zu wundern, dass die Maler und Bildhauer unseres Landes, die für ihre Arbeiten schlan-

**Es macht sich
auch nach wie
vor in Kunsthand-
lungen und
Einrahmungs-
geschäften der
elendeste Schund
breit und findet
massenhaften
Absatz.**

Die Grosszahl der jüngeren Künstler und Künstlerinnen ist nicht imstande, aus dem Erlös ihrer Arbeiten zu leben, weil diese Arbeiten keine Abnehmer finden.

ken Absatz erhalten, wahre Glückskinder sind. Aber dieser Glückskinder gibt es äusserst wenige. Die Grosszahl der jüngeren Künstler und Künstlerinnen *ist nicht imstande, aus dem Erlös ihrer Arbeiten zu leben, weil diese Arbeiten keine Abnehmer finden. Mehr und mehr wird Kunstausbübung ein Privileg für Kapitalisten, die in keiner Weise auf den Erwerb angewiesen sind.* Diese Verhältnisse führen notwendigerweise zu einer ungeheuren Schärfe des Konkurrenzkampfes unter den Künstlern um öffentliche oder private Aufträge und um die Absatzmöglichkeiten, die der Markt mittelst Museumsausstellungen und durch den privaten Kunsthandel bietet. Hier tut sich die Domäne auf der Koterien und der Cliques, der Zettelereien und Intrigen, des Neides und der Missgunst, der masslosen gegenseitigen Heruntermachung, der Verdrängung und Verhetzung einerseits und der ebenso ungerechtfertigten Verhimmelung andererseits. Es geht nicht anders, als dass auch die Jurys für grosse und kleine Ausstellungen, dass die Museumsleitungen und behördlichen Ankaufs- und Subventionsinstanzen, ferner die Kunstkritik in der Presse in diesen Strudel hässlicher Leidenschaften hineingezogen werden, hinter dem letzten Endes nichts anderes steht als der leibliche und geistige Hunger der allzu vielen Künstler nach Brot und Anerkennung. Ein sehr bekannter Künstler, dessen Name im ganzen Lande guten Klang hat, äusserte eines Tages unter Freunden: «Der ewige Kampf mit den Kollegen hat mich so verbittert.»

[...]

Es ist noch gar nicht ins Bewusstsein weiter Kreise eingedrungen, dass neben einzelnen hervorragenden Künstlern, den paar grossen und allgemein anerkannten Namen nicht allzu viele Künstler in

diesen letzten zehn Jahren den Weg charakterfesten Eigenwillens gegangen sind. In den Museen machte und macht sich heute noch eine Kunstproduktion breit, die *alle Kennzeichen der Verwahrlosung und erbarmungswürdiger Dekadenz* an der Stirne trägt. So hat man unlängst in Zürich eine internationale Ausstellung gesehen, die man (die ganze italienische Abteilung ausgenommen und einige andere Einzelarbeiten) als abschreckendes Beispiel der Kunstentartung für alle Zeiten hätte beisammenbehalten sollen. Diese Kunst ist in ihren Stoffen wie in ihrer Manier so wie unsere kapitalistische Gesellschaft von heutzutage: Innerlich zerrissen, grotesk, voller Widersprüche, ohne Ebenmass und Harmonie, bizarr, pervers, *fin de siècle!* Weder vermag diese Kunst den Weg ins Volk zu finden, noch das Volk den Weg zu ihr. Dem Volksempfinden erscheint sie als abstoßend, widerlich und ordinär. Man braucht nicht auf das Urteil der sogenannten Masse abzustellen (diese ist wandelbar, aber auch belehrbar!), aber in der Art und Weise, wie das Volk den Kubismus und soviel andere seitherige ismen und Modenarrheiten abgelehnt hat, liegt etwas Gesundes und Erhebendes. Lasst das Volk erst emporsteigen aus seiner wirtschaftlichen Bedrückung, beseitigt die ungeheure Verschwendung, die im Militarismus, im Krieg und in der Rückständigkeit der heutigen Produktionsmethoden liegt – gebt diesen Reichtum dem ganzen Volke und ihr werdet erleben, wie das Volk seinen Kunstsinn betätigt und dass dann das Hungerelend der Künstler ein Ende nimmt. *Nicht die Kapitalisten und der Kapitalismus sind das Glück der Künstler, sondern ihr Unglück.*

[...]

Jg. 5 (1925/26), Nr. 4, S. 109–115